



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 10. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Die Prachtmenschen.

Roman von S. Niesch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Da fiel Hans Willibald aus der Rolle: „Dem Kerl breche das Genick!“
„Aber Hans Willibald! Du sollst doch nicht solche Ausfälle gebrauchen,“ zürnte die Mutter.

„Wenn man geärgert wird!“
„Was hat Hans Willi gegen den armen Schulmeister?“
Hilde neugierig.

Brachts lachende Augen ruhten listig auf dem verlegen und beschwörend blickenden Jüngsten: „Aus Hans Willibald nicht das beleidigte Familiengefühl. Er wollte der Mutter die gute Hauschneiderin erhalten und sich lieber selbst opfern. Man führt der Schulmeister, die Braut heim und Mama hat eine Schneiderin mehr. Ist so was nicht zum Weinen?“

In Hans Willibalds Augen glänzten tatsächlich Tränen. Er weinte vor Wut.

Hilde wollte ihn trösten: „Sei gut, Hans Willi. Ich verzeihe Dir, auf Dich warten.“

„Ich heirate überhaupt nicht. Niemals. Ich werde Nonne.“

„Mösch meinst Du wohl, geliebter Kuckuck?“

„Das ist doch Wurst, Hilde. Beschümmere Dich um Dich. Ich und auf mich warten! Denkst Du, ich hätte nicht gesehen, wieviel Mühe Du mir mit dem Serwis gibst?“

Hans Willibald hatte Hilde triumphierend an. Im nächsten Moment rief sich aber ganz verneigt die linke Wade. Hilde hatte ihm eine tüchtige Ohrfeige gegeben.

Auf Brachthof war die Ernte im vollen Gange. Das Getreide stand zwar infolge großer Trockenheit nicht so ausgezeichnet, wie man es im Frühjahr erhofft hatte, Bracht war aber trotzdem zufrieden. Seine Felder lagen sehr günstig, es mußte schon ganz außergewöhnlich trocken oder wochenlang feucht gewesen sein, wenn die ungünstige Witterung größeren Schaden bringen sollte.

Die Nichten waren immer noch auf Brachthof und gedachten auch noch einige Wochen zu bleiben. Bracht konnte sich ihnen nicht viel widmen, da er den ganzen Tag mit Döse auf den Feldern war. Hilde war wiederholt auf die Felder gewandert, heute wollte sie mit Franz auf dem Leiterwagen hinausfahren. Sie hatte sich stolz hinter Franz auf das quer über den Wagen gelegte Brett gesetzt und baumelte vergnügt mit den Beinen, als sie aus dem Gutshof herausfuhr. Hans Willibald sah hinter der Toreinfahrt auf einem Kirschbaum und sah Hilde vorbeifahren.

„Auf dem Brett wirst Du nicht lange sitzen bleiben,“ rief er ihr lachend zu. „Das Fahren auf einem Leiterwagen will gelernt sein.“

„Doch i nit lach,“ rief Hilde hochmütig zurück. „I bin scho auf ganz anderen Befehlen gefahr'n, als auf so'n Leiterwägel.“

Sie richtete sich ferkengerade auf, baumelte noch übermütiger mit den Beinen und sah triumphierend zu Hans Willibald empor.

„Hochmut kommt vor dem Fall, Kuckuckchen. Denke daran.“



Wie die deutschen „Barbaren“ in Belgien haufen.

Wie die deutschen „Barbaren“ in Belgien haufen, zeigt dieses Bild, das verdient, die weiteste Verbreitung zu finden, um die Verleumdungen unserer Gegner kalt zu stellen. Der Soldat, der uns dieses Bild schickt, schreibt dazu: Dieses Bild, das die Verteilung von übrig gebliebenem Essen durch deutsche Soldaten an die belgische Bevölkerung wiedergibt, wiederholt sich täglich um 2 Uhr mittags. Mittwochs und Samstags kommen die armen Leute und suchen außerdem die Kohlenreste aus, die es bei dem täglichen Betrieb der Feldbäckerei gibt.

In diesem Moment scheuten die Pferde vor dem langen Schatten einer Pappel und zogen plötzlich an. Hilde verlor das Gleichgewicht, schlug rücklings einen Burzelbaum und rollte vom Wagen herunter in den Chausseestaub. Da lag sie nun, schluckte Staub und wußte nicht, ob sie lachen oder weinen

Hans Willi, daß Du den Mund hältst! Herr von Serkowitz, wollen Sie mir einen Gefallen tun?"

"Ich gehe für Sie bis ans Ende der Welt."

"So weit ist es gar nicht nötig. Nehmen Sie Ihre Paul und gehen Sie hübsch folgsam vor mir her. Drehen Sie sich nicht ein einziges Mal nach um. Nicht eher, als bis ich es Ihnen erlaube."

"Gern, gnädiges Fräulein. Aber darf ich den Grund dieser drakonischen Maßregel nicht erfahren?"

"Sie hat etwas, sie hat etwas und damit reizt sie mich," sang Hans Willibald und sah harmlos einem Paar Schwalben nach.

Hilde wurde glühend rot, sagte aber nichts, sondern sah Herrn von Serkowitz nur bittend von der Seite an. Dann nahm dieser sein Pferd am Zügel und ging gehorham vor Hilde her. Als er schon vor dem Hauseingang stand, drehte Hilde endlich: "Ihr dürft Euch umdrehen, edler Ritter."

Blitzschnell wandte Serkowitz sich um und doch Hilde war verschwunden.

Dafür kam ihm Frau Bracht freundlich entgegen. Sie hatte ihn von der Terrasse aus kommen sehen. Seitdem die besorgte Mutter wußte, daß Serkowitz für Hilde und nicht für Elene Interesse hatte, sah sie ihn gern kommen. Sie hatte den flotten, immer heiteren Menschen, dessen guten Rats sie längst erkannte, lieb gewonnen. Serkowitz besaß zwar nur ein bescheidenes Vermögen, trotzdem sah Frau Bracht Serkowitz Bewerbung um Hilde gerne an.

In dieser Beziehung dachte sie groß. Ihrer Ansicht nach mußte nicht Geld zu Geld kommen. Wenn einer von beiden heiraten möchte, so daß sie aus Liebe heiraten und doch standesgemäß leben können, genügt das vollkommen! Hildes Mitgift würde groß genug sein, um für beide zu reichen. Das war gut. Hildes Geld würde dann mehr Segen ruhen, als wenn sie eine ungeliebten reichen Mann heiraten würde.

Serkowitz war in den fünf Wochen, die seit dem Souper im Leipziger Garten vergangen waren, schon öfter in Brachtshof gewesen. Er fuhr mit der Bahn nach Königstein und rief von dort auf einem gemieteten Pferde nach dem Gut. Serkowitz kam er auf Hans Joachims Verlangen. Der hatte ihm geschrieben, daß er ihn dringend zu sprechen wünsche.

Nachdem Serkowitz sich durch einen freundlich gebotenen Jambig gestärkt und Hilde in einem entzückenden weißen Kleide



Der Kampf um die Lorettohöhe.

Unser Bild zeigt eine Straßenbarrikade, die unsere erste Schützenlinie bei dem Kampf um die Bergnase am Südrand der Loretto-Höhe nordwestlich von Arras erobert hatten. Die hinteren Häuser sind noch von Franzosen besetzt. Der Kampf um die Loretto-Höhe wurde bekanntlich zu unseren Gunsten entschieden.

sollte. Franz hatte von dem Sturz nichts gemerkt und fuhr ahnungslos davon.

"Armes Gascherl. Das kommt vom Hochmut. Wärfst nit aufi gestieg'n, wärfst nit abi gefall'n."

"Dummer Junge. Hilf mir lieber. Schadenfroß kann jeder sein, edel nur der Edle."

"Schadenfreude ist die reinste Freude, Hilde. Wußtest Du das noch nicht?"

Hans Willibald stieg gemächlich vom Baum herunter. Dann half er Hilde auf und wuschte mit seinem Taschentuch den Teil der Chaussee von ihrer Kleidung, dem es dort besser als auf der langweiligen Straße zu gefallen schien. Nicht alle Tage läßt sich ein hübsches Mädchen zum Staube herab!

"Daß es nur niemand sieht, Hilde! Ich sehe aber den Fall, es ertönte jetzt Pferdegetrappel und ein gewisser Jemand käme da hergeritten —"

"Um Gotteswillen," schrie Hilde und horchte entsetzt auf. Denn sie hörte tatsächlich den Hufschlag eines Pferdes. Noch ehe Hilde zu einem Entschluß kommen konnte, tauchte hinter dem Brombeergebüsch auf der Chaussee ein Reiter auf, der vergnügt mit der Reitpeitsche winkte. Einige Sekunden später parierte Serkowitz sein Pferd vor Hilde, die erschreckt ausrief: "Da haben wir den Salat."

"Das nenne ich einen wenig freundlichen Empfang, mein gnädiges Fräulein. Mich mit Salat zu vergleichen!"

"Sie waren nicht damit gemeint, Herr von Serkowitz. Das Wort entschlippte mir nur im ersten Schreck."

"Im Schreck über mein Erscheinen? Das hätte ich nicht geglaubt. Ich mache sofort wieder kehrt." — Hilde bemühte sich ängstlich, Serkowitz ihre Rückseite nicht zu zeigen: "Seien Sie doch nicht so empfindlich, Herr von Serkowitz. Ich habe ein kleines Unglück gehabt —"

"Sie ist vom Wagen gefallen," brummte Hans Willibald etwas undeutlich.

"Was, Herr Bracht junger! Ich verstahe nicht recht."



Deutsche Kulturarbeit in Nordfrankreich.

Deutsche Soldaten beim Pflügen im Stappengebiet Nordfrankreichs.

frei von jeder Befangenheit und Unruhe, wiedergesehen hat ging er mit dem Freund auf dessen behaglich eingerichtetes Zimmer.

"Was gibt's, alter Junge. Kam ich Dir irgend ein Dienst erweisen? Verfüge ganz über mich."

Hans Joachim stand am Fenster und trommelte verlegentlich an der Scheibe. Serkowitz hatte sich auf den Schaukelstuhl gesetzt und rauchte eine Zigarette.

„Einen Dienst, einen sehr großen Dienst kannst Du mir erweisen, Otto. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Du Dich für Elenore von Jensch interessierst. Bitte, heirate sie.“

„Höpl!“ Serkowitz war so verblüfft aufgefahren, daß er sich mit dem Stuhl beinahe überschlagen hätte. „Weiter nichts?“

„Elenore ist ein kluges und schönes Mädchen. Du wirst glücklich mit ihr werden. Daß sie heimlich unter dem Pseudonym Wolfgang Enke malt, wird Dich hoffentlich nicht abschrecken. Ein Blaustrumpf ist sie nicht, Du wirst das selbst beobachtet haben.“

„Du weißt die Vorzüge des tatsächlich schönen Mädchens ins rechte Licht zu setzen, Hans Joachim. Ein gewerbsmäßiger Heiratsvermittler könnte nicht geschickter handeln. Warum heiratest Du diesen Ausbund von Tugend und Schönheit nicht selbst?“

Hans Joachim drehte sich hastig um. „Mama möchte das gern, aber ich kann nicht. Ich kann nicht, Serkowitz, ich liebe eine andere.“

„Dachte ich mir's doch. Armer Hans Joachim. Warum aber soll ich Fräulein Elenore heiraten?“

„Ich will ganz offen und ehrlich mit Dir reden, Otto, denn Du hast Dich von allen Kameraden immer als ein wahrer, echter Freund gezeigt. Ich liebe Fräulein Ilse von Gerlach und werde wiedergeliebt.“

„Unsere schöne Sängerin? Du bist also der Glückliche, von dem man sich heimlich in die Ohren raunt; wegen dem die schöne Steinau die Körbe gleich en gros austellt, und den doch niemand kennt. Du also!“

„Ich bin es, Serkowitz. Wir haben uns bei Niddas kennen und lieben gelernt.“

„Du Glücklicher. Dich werden viele in Dresden beneiden. Kommt so ein Landjunker daher und schnappt uns unsern Liebling fort. Nun verstehe ich aber nicht, warum ich Fräulein von Jensch heiraten soll.“

„Einesteils, weil Mama hofft, daß ich Elenore heirate. Es ist ihr Lieblingswunsch, den man aus allen ihren Handlungen und Blicken herauslesen kann. Schon seit Wochen gehe ich dem Mädchen scheu aus dem Wege, damit es nicht etwa denkt, ich spiele mit der Mutter ein abgeartetes Spiel. Denn die Mutter sinnt den ganzen Tag darauf, uns Gelegenheit zum Alleinbleiben zu verschaffen. Es ist gräßlich.“

Andernteils ist die sonst so gute, vornehm denkende Mutter Bühnenkünstlerinnen gegenüber von einem solchen Vorurteil, daß ich noch nicht den Mut finden konnte, mit ihr von meiner Liebe zu reden. Sie würde die arme Ilse hassen, weil sie ihre Lieblingsidee gestört hat. Heirate Elenore aber einen andern, dann ist der Traum der Mutter ganz von selbst zu Ende. Ich hoffe, dann bei ihr ein geneigteres Ohr zu finden. Ich bin zwar mündig, aber ich möchte meiner Mutter nicht wehe tun.“

„Armer Hans Joachim, muß ich abermals sagen. Ich kann Dir leider nicht helfen. Auch ich liebe bereits eine andere.“

„Du auch?“

„Und merkwürdigerweise auch eine Deiner Kusinen, nur nicht die, die Du mir wünschst.“

„Du liebst Gilde? Das Kind!“

„Sie ist schon längst kein Kind mehr, Hans Joachim. Du kennst sie nicht, sonst würdest Du das nicht sagen. Du kennst auch Elenore nicht, sonst würdest Du mich nicht mit ihr verheiraten wollen. Das schöne Mädchen würde mich gar nicht nehmen, der bin ich ganz gleichgültig. Ich habe mich anfangs für sie interessiert und sie deshalb genau beobachtet. Elenore liebt ebenfalls.“

„Sie liebt? Du irrst Dich, Serkowitz. Wer sollte dieser Beliebte sein?“

„Du selbst, Kurzschicker. Elenore versteht ihr Gefühl allerdings gut zu verbergen, aber trotzdem: sie liebt Dich!“

„Das wäre so schrecklich, Serkowitz. Mir ist es selbst schon so vorgekommen; aber dann sagte ich mir wieder, daß ich ein Narr bin. Du täuschest Dich, täuschest Dich sicher.“

„Es kann ja sein, doch ich glaube es nicht. Das beste wäre, Du sprichst selbst mit Elenore und vertraust Dich ihr an. Ihr seid so nahe Verwandte, Elenore wird und kann nichts dabei finden, wenn Du sie zur Vertrauten Deiner Liebe machst.“

„Denkst Du? Ich möchte wirklich aus diesen quälenden Zweifeln, aus dieser schrecklichen Ungewißheit herauskommen.“

„Run also! Sprich erst mit Elenore, höre mit aufmerksamem Ohr, ob in ihrem Herzen eine Stimme für Dich erklingt. Ist es nicht der Fall — was ich allerdings bezweifle — dann hast Du Deiner Mutter gegenüber leichteres Spiel. Du kannst ihr sagen, daß Elenore Dich gar nicht will, und

brauchst bloß Deiner Mutter Vorurteil gegen die Sängerin zu beseitigen. Wenn Du Ilse von Gerlach, dieses prächtige Weib, dazu als Bundesgenossin bekommen kannst, wird das nicht schwer sein.“

„Vielleicht hast Du recht! Ich werde heute noch eine Gelegenheit suchen, um mit Elenore ungestört sprechen zu können.“

„Tue das; ich wünsche Dir viel Glück dazu.“

Serkowitz blieb den Tag über auf Brachthof. Er wanderte am Nachmittag mit Gilde und Hans Willibald über die Felder und kam am Abend, auf dem Erntewagen thronend, wieder heim. Gilde trug eine Girlande von Aehren und Kornblumen geschlungen. Hans Willibald war mit einer hohen Krone von Kornähren geschmückt, unter der er wie Bacchus aussah.

In vergnügter Laune wurde zu Abend gegessen. Das junge Volk promenierte später noch im Garten. Die alten Brachts blieben auf der Terrasse sitzen, denn Frau Bracht war überhaupt keine Freundin vom Gehen, und Herrn Bracht hatte der stundenlange Marsch über seine Felder müde gemacht. Bracht rauchte seine Zigarre, Frau Brachts Hände ruhten still im Schoß, doch ihre Augen folgten unablässig den draußen wandernden und scherzenden jungen Leuten.

„Ich werde aus Hans Joachim nicht klug, Bracht. Zuweilen erscheint es mir, als ob er sich für Elenore interessiert, und dann wieder kommt es mir vor, als wenn er sie flieht. Ich vergehe schon ganz vor Unruhe. Unsere Schwägerin, der ich von meinen heimlichen Wünschen geschrieben habe, fragte heute erst wieder an, ob noch keine Entscheidung gefallen sei. Der Brief war so seltsam, ich bin ganz unruhig geworden.“

„Wie so seltsam, Mutter? Ich glaube, Du siehst bei allem, was mit Deinem Hans Joachim und Elenore zusammenhängt, Geipenster.“

„Dich läßt das künftige Lebensglück Deines Jungen natürlich gleichgültig. Wieso seltsam? In dem Brief klang immer ein Ton mit, aus dem ich herauszuhören glaubte: Mit Elenore ist nicht alles richtig. Es liegt da ein Geheimnis vor, das mir die Münchner nicht nennen wollen. Was es ist, weiß ich nicht. Aber es kann doch nur eine Liebesache sein.“

„Für Euch Frauen gibt's natürlich nichts anderes als Liebesachen. Wichtigeres kennt Ihr nicht. Kann Elenore denn nichts anderes begangen haben? Vielleicht münzt sie falsch oder sie treibt heimlich irgend eine andere verbotene Kunst.“

„Rede keinen Unsinn, Bracht. Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt.“

„Ich scherze nicht, sondern spreche im Ernst. Weißt Du, was Elenore treibt? Die Hälfte des Tages sitzt sie auf ihrem Zimmer. Was macht sie dort? Liest sie? Studiert sie? Will sie die Frauenfrage lösen? Weißt Du es?“

„Ich weiß allerdings nicht, was sie treibt. Jedenfalls studiert sie, denn das Mädchen ist schon eine halbe Gelehrte. Auf allen Gebieten weiß sie Bescheid.“

„Sie studiert. Das wird's sein. Demnach will sie ein gelehrter Blaustrumpf werden, und dieser Gedanke wird unserer Schwägerin Sorge bereiten. Das Mädchen muß heiraten.“

„Siehst Du, Bracht! Jetzt bist Du endlich so klug, wie ich schon lange bin. Sie muß Hans Joachim heiraten. Was können wir nur beginnen, um Hans Joachim, den zögernden Träumer, aus seiner Apathie aufzuwecken?“

„Stede das Haus in Brand. Wenn er Elenore auf seinen starken Armen aus den Flammen trägt, werden auch ihre Herzen in Flammen aufgehen. Ich bin versichert.“

„So etwas sollst Du auch nicht im Scherz sagen, Bracht! Daß Du diese Art Späße nicht lassen kannst.“

Inzwischen hatte sich die Dämmerung langsam herniedergelegt. Die Vögel schwiegen, nur das Zirpen der Grillen tönte noch leise von den Feldern herüber und in den alten Rüstern begannen die Eulen zu schreien.

Frau Bracht schaute nach dem jungen Volk aus, doch sie sah nur noch drei; als sie schärfer hinsah, erkannte sie Serkowitz, Gilde und Hans Willibald. Elenore und Hans Joachim waren verschwunden. Jetzt löste sich auch Hans Willibald von den beiden und verschwand still und heimlich unter den alten Bäumen des Parkes.

„Water! Bracht! Hans Joachim und Elenore sind zusammen verschwunden!“ Frau Bracht schrie es förmlich, so daß der alte Herr ganz erschreckt aus süßen Träumereien aufsprang.

„Sie werden auch wieder auftauchen, Mutter. Wie kannst Du mich denn so erschrecken.“

„Fisch Du! Stodfisch! Ahnst Du denn gar nicht, was das heißt? Es wird, Bracht, es wird! Sie sind zusammen verschwunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Haffke.

Novelle aus Ostpreußen von Fritz Rad.

(Nachdruck verboten.)

So war Bernhard Haffke: auf einem kurzen, massigen Körper saß ein mächtiger Kopf. Der harte Schnitt des Gesichts wurde durch das Licht aus den seltsam blanken Augen gemildert und um den schon etwas eingefallenen Mund zuckte es häufig wie Wetterleuchten über einem stillen See. Die ganze edige Erscheinung wirkte wie ein knorriger, weiterharter Weidenstrunk.

Bernhard Haffke war siebzig Jahre alt; man nannte ihn den alten Haffke zur Unterscheidung von seinem etwa dreißig Jahre jüngeren Sohn. Aber wer ihn, den Vflug in der Faust, stundenlang hinter dem schweren Adergaul traben sah, mochte ihm sein patriarchalisches Alter schwerlich glauben. Im übrigen war der alte Haffke ein Philosoph, der über vielerlei nachgedacht, manches gelesen und über alles seine eigenen Gedanken hatte.

Oft geschah es, daß man ihm seine ungebeugte Rüstigkeit neidete. Dann straffte sich seine Gestalt noch mehr als sonst, und mit einer Stimme, in der aufmerksame Zuhörer die leisen Untertöne eines naiven Stolzes vernahmen, antwortete er dann: „Auf eigenem Boden ist die Luft gesünder als anderswo, und selbstgebautes Brot nährt besser.“

Auf eigenem Grund und Boden leben und schaffen, das war ihm Zweck und Sinn des Daseins. Er hatte noch die ursprüngliche Hingabe des Bauern an die Scholle und den gesunden Stolz des seßhaften Besitzers.

Obwohl der alte Haffke die Wirtschaft längst dem Sohn übergeben hatte, arbeitete er noch wie dieser, von früh bis spät. Er stand mit den anderen um vier Uhr morgens auf und am Abend ging er mit ihnen heim. Der junge Haffke und die Frau stellten ihm von Zeit zu Zeit immer wieder einmal vor, daß er doch gar nicht nötig habe, sich so zu plagen. Der Alte sagte darauf nur: „Wenn ich nicht mehr arbeite, lebe ich nicht mehr.“ Er war von dieser Anschauung so tief durchdrungen, daß er sich auch bei Anfällen körperlichen Unbehagens keine Ruhe gönnte: „Man darf seiner Natur nicht nachgeben. Sie tut immer das, was man von ihr verlangt, wenn man sie ans Gehorchen gewöhnt hat.“ Das war die oberste Lebensregel des alten Haffke.

Eine Schwäche, die im Grunde schlecht zu ihm passen wollte, hatte der sonst so energische alte Mann freilich auch: er war wanderförmig. Nur schwer und nur bei ganz wichtigen Anlässen vermochte man ihn dazu zu bewegen, bis in eines der nächstgelegenen, kaum eine Stunde entfernten Dörfer mitzugehen. Gegen das Reisen mit der Eisenbahn aber hatte er eine beinahe krankhafte Abneigung. An den Fingern einer Hand konnte er erzählen, wie oft er drüben in der kleinen Bahnstation war. Es schien, als sei er mit der heimatlichen Erde durch geheime zauberhafte Fäden verbunden. In einer fremden Umgebung verlor er sein sonst nur schwer zu erschütterndes Gleichgewicht, er wurde unsicher, wortfarg und mißtrauisch. Er kam sich dann selbst vor wie ein entwurzelter Baum.

„Das ist mit dem Menschen nicht anders wie mit Pflanze und Tier“, erklärte er, wenn man ihn ob seiner Schwäche aufzog. „Richtig gedeihen wir nur auf dem Boden, in dem wir gewachsen sind. Die Verke baut im Feld und der Star auf den Bäumen. Sie werden's nie anders machen.“ Zu anderen Malen pflegte er auch wohl das zu sagen: „Die Lust der Heimat ist für uns, was der Blume Sonne ist. In der Fremde lebt der Mensch wie im Schatten, und wo Licht und Wärme fehlt, da gibt's keine rechte Kraft und blasser Farben. Im ungewohnten Boden gehen die Wurzeln nicht tief.“

Der Pastor nannte ihn einmal einen „Fanatiker der Scholle“ und der alte Haffke hatte es gar nicht ungern gehört. — — —

Es war gegen Ende Juli. Der Sommer war heiß und trocken gewesen, und die Frucht bog sich segenschwer auf den Halmen. Die Haffkes begannen mit der Einbringung der Ernte. Der junge Haffke sah mit gerunzelter Stirn, wie sich der Vater abraderte. Schließlich kam ihm der Unwille auf die Zunge. Der Alte fuhr hart dagegen.

„Vorläufig mußt mich schon noch für voll nehmen. Ich mach mein Teil, sorg' Du für deins.“ Und die Arbeit ging weiter.

Da fuhr aus den schon wochenlang über Europa dräuenden Wetterwolken der Blitzstrahl nieder: der Krieg war erklärt.

Der junge Haffke rückte als Landsturmmann schon in den ersten Tagen ins Feld.

„Sorg' Dich nicht, wir zwingen's auch ohne Dich.“ Mit diesen Worten nahm der alte Haffke Abschied von dem Sohn. Dann ging er wieder an die Arbeit. Er schaffte für zwei, so daß man nur um einen Tag später fertig wurde, als man gehofft.

Man hatte eben die Last des letzten Wagens in der Scheune untergebracht, und Haffke zündete sich zufrieden die Pfeife an. Da stellte sich der Amtsdieners mitten in die Straße, schwang die Ortsschelle und verkündete, die Rosaken seien im Anzug. Den Bauern wurde geraten, Frauen, Kinder und das Vieh in Sicherheit zu bringen.

Haffke fuhr noch am gleichen Abend die Sohnsfrau und seine zwei Enkel zur Bahnstation hinüber, von wo sie nach Danzig weiterreisten. Er selbst lehrte wieder um.

„Ich bleib' daheim; einer muß das Haus hüten.“

Er verharrte bei diesem Entschluß als schließlich auch noch die Männer des Dorfes, durch Gerüchte über Greuelthaten der Rosaken erschreckt, Haus und Hof verließen.

„Wenn's schon sein soll, will ich auf meinem Boden sterben.“ Und Haffke blieb mit einigen wenigen als Wächter des Dorfes zurück. Er verrichtete seine Feldarbeit wie gewöhnlich und fing schon an, sich über die voreilige Flucht der Nachbarn zu ärgern, da tönte eines Abends, als er sich gerade auf den Heimweg begeben wollte, Pferdegetrappel von der Landstraße herüber.

Die Rosaken!

Der alte Haffke hatte noch kaum Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, als die Russen, vier wild aufsehende Kerle mit struppigen Bärten, auf kleinen, flinken Pferden zu ihm herüberritten.

Der Führer der Patrouille fragte ihn in gebrochenem Deutsch, ob deutsche Soldaten im Dorfe seien und befahl ihm dann, sie in den Ort hineinzuführen. Unterwegs erkundigte er sich noch, ob Vieh im Dorfe sei. Haffke erschraf.

„Wir werden bezahlen alles mit gute russische Rubel“, schrie einer von den Rosaken.

Unterdessen waren sie am Eingang des Dorfes angekommen. „Dein Haus“, schrie der Führer der Patrouille.

Haffke wies mit zitternder Hand auf sein Besitztum.

„Wo sein Stall?“

Die Rosaken stiegen jetzt ab und ließen sich in den Stall führen. Als sie darin eine Kuh und zwei Ziegen bemerkten, wieherten sie vor freudiger Ueberraschung. Einer band sofort die Kuh los, und der Führer trat vor den Besitzer hin.

„Hier ist zweihundert Rubel für Kuh.“

Haffke drohte umzusinken. Mühsam machte er den Rosaken verständlich, daß er das Tier für die Wirtschaft benötige und bat, ihm die Kuh zu lassen.

Der Rosakenführer schüttelte energisch den Kopf.

„Nix. Brauchen Kuh notwendig.“

Haffke deutete verächtlich auf die Ziegen.

„Nix. Wollen wir Kuh, nicht Bod. Hier ist zweihundert Rubel! Da führen uns zurück in Ort. Vorwärts!“

Haffke sah ein, daß er gehorchen mußte. Wie gebrochen schleppte er sich neben der guten alten Fisel her. Die Rosaken ritten abwechselnd voraus oder hinterher. Als sie endlich am Ziel waren, bemerkte er, daß der ganze Ort von den Russen besetzt war.

Nachdem er von dem Führer entlassen worden, machte er sich, noch immer betäubt von dem Erlebten, auf den Heimweg. Er schlug einen kürzeren, quer über die Felder führenden schmalen Fußpfad ein.

Das war also der Krieg! Und die Rosaken waren der Feind! Was würde erst werden, wenn die Russen weiter hereinkamen ins Land? — — —

„Galt!“

Aus dem Dämmer, das geheimnisvoll und undurchdringlich über den Aedern schwebte, lösten sich zwei Gestalten.

„Wer sein Du? Wo kommen her?“

Der alte Mann zitterte vor Schreck am ganzen Leibe; er vermochte kein zusammenhängendes Wort hervorzubringen.

„Spion verrücktes!“

Die Augen des Russen rollten vor Wut. Dann packte er den Gefangenen mit derbem Griff am Arm, der andere sagte Haffke am Kragen, und so schleppten sie den vor Aufregung



Frühlingshoffen. Nach dem Gemälde von R. Eichstädt.

Nach dem im Verlage von Otto Zschokke in Berlin erschienenen Farbendruck.

schlotternden Mann eine Stunde lang über die Stoppelfelder, bis sie endlich in ein Dorf kamen, das ebenfalls von russischen Soldaten wimmelte.

Haffke konnte nicht erkennen, wo er war, da es inzwischen völlig dunkel geworden. Man führte ihn vor einen Offizier, der deutsch sprach. Er wurde durchsucht und die zweihundert Rubel wurden ihm abgenommen. Seiner Erklärung, wie er zu dem Gelde gekommen, glaubte man nicht. Ein Soldat band ihm die Hände auf den Rücken und schob ihn auf einen Wagen, der gerade losfahren wollte.

Die Fahrt dauerte etwa zwei Stunden. Ueber Haffke war eine stumpfe Ergebung in sein Schicksal gekommen. Als man ihn aussteigen hieß, sah er nur flüchtig, daß er jetzt in einem größeren Städtchen war. Wieder kam ein Offizier, verhörte ihn und sagte dann unfreundlich: „Wir werden untersuchen!“

Dann wurde Haffke ins Gefängnis geführt. Es war eine sehr schmale niedere Zelle, in der ein muffiger, übler Geruch herrschte. Das einzige, winzige Fensterchen, mit Eisenstäben vergittert, war verschlossen. In der Ecke lag ein mit Stroh gefüllter Sack, dem ein widerlicher Gestank entströmte.

Haffke war völlig erschöpft. Er ließ sich auf den Steinplatten des Fußbodens nieder. Aber bald stand er wieder auf. Die ungewohnte Enge des Raumes bedrückte ihn. Die Luft war hier so dick, daß er kaum atmen konnte. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er fürchtete, zu ersticken.

Als der Wärter, ein Soldat, am Morgen kam, um ihm

eine dünne Suppe zu bringen, hatte Haffke noch kein Auge zugetan. Das Essen, das in einer vor Schmutz starrenden Schüssel schwamm, berührte er nicht.

Der Druck auf der Brust wollte nicht weichen. Er ging in der schmalen Zelle hin und her und atmete in tiefen, schweren Zügen. Als er endlich gegen Abend vor Müdigkeit eingeschlummert war, träumte ihm, die Wände der Zelle kämen auf ihn zu und drohten ihn zu erdrücken. In Schweiß gebadet, erwachte er. So oft er auf kurze Zeit die Augen schloß, immer ließ ein quälender Traum ihn jäh auffahren. Am häufigsten fühlte er im Schlaf, wie jemand auf seiner Brust kniete und ihm die Kehle zuzuhörte.

Das ging so Nacht für Nacht. Geessen hatte er noch immer so gut wie nichts, da ihn vor den Speisen ekelte.

Am vierten Tage wollte ihn der Wärter zur Sitzung vor das Kriegsgericht führen. Haffke war jedoch zu schwach, er konnte nicht mehr geben. — Stumpf und teilnahmslos lag er auf dem Strohsack. Den üblen Geruch empfand er nicht mehr.

Nach einer Weile kam ein Kojak in die Zelle, betrachtete den Gefangenen, nickte und verschwand wieder.

Eine Stunde später kam der Befehl, den Deutschen freizulassen. Das Kriegsgericht hatte ihn für nichtschuldig befunden.

Der Gefängnisoldat trat in die Zelle und rief dem auf dem Boden liegenden alten Manne die Botschaft ins Ohr.

Der alte Haffke hörte sie nicht mehr. Er war tot.

✦ Geschickert. ✦

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Helling.

(Nachdruck verboten.)

„Nun,“ begütigte er, „manchmal aber doch. Im Kasino soll er sich ganz rar machen. Das gefällt dort nicht. Kasino ist für den Junggesellen Dienst. Weißt Du wenigstens, ob er nun in der Nachbarschaft Besuch gemacht hat?“

„Wie soll ich das wissen? Aber ich glaube, er sprach davon.“

„Ich werde ihn morgen fragen. Hartmanns geben nächstens ein Gartenfest.“

„Das muß ja sehr interessant werden.“

„Der Park ist schön. Du sagtest es doch selber.“

„Gewiß sagte ich das. Willst Du jetzt nicht essen?“

„Ja gern. Ich bin hungrig und abgepannt.“

Sie dinierten allein. Es war noch ein Rubert für Fedor aufgelegt.

„Für alle Fälle,“ sagte sie. „Falls Dein Vetter kommen sollte.“

Egon sprach wieder vom Dienst. Er sprach von dem Bestreben, wie man jetzt alle Ausrüstungsstücke leichter herstellen wolle, um im Kriegsfall Mann und Pferd möglichst zu entlasten.

Sie schüttelte leise den Kopf, wie abwesend, und blickte geradeaus. Fedor hatte doch recht, ihr Mann war krank.

„Und wie steht es mit dem Urlaub?“ fragte sie.

„Urlaub? Das ist jetzt ganz ausgeschlossen! Weiß Gott, nachdem Du so lange nicht davon gesprochen hast, fängst Du jetzt wieder davon an. Stabsarzt Brindmann redet mich auch schon darauf an.“

„Was sagte er denn?“

„Ich sähe abgeradert aus, und“ — er lehnte sich lachend zurück — „mit einem menschlichen Körper sei es nicht wie mit einem Anzug, den man über Nacht aufbügeln könne. Er hat ja immer so knurridge Vergleiche. Uebrigens soll ich Dir eine gehorsamste Empfehlung von Müllers ausrichten.“

„Dank!“ Es klang kühl.

„Du solltest Dein Vorurteil gegen ihn fallen lassen, Gilda! Er ist mir wirklich eine Stütze, und daß er bloß Müllers heißt, dafür kann er ja schließlich nichts. Es kann nicht jeder auf Schloß Falkitten geboren sein und achtundzwanzig Ahnen haben.“

Er lachte wieder, er war heute gut aufgelegt. Dann goß er sich ein zweites Glas Macon ein und trank es ohne Wasser.

„Müllers reitet übrigens brillant. Wenn ein Kavallerist das zugeht, ist schon etwas dran.“

„Ich liebe die Artillerieuniform gar nicht,“ sagte sie.

„Daß Du doch immer am Aeußerlichen hängst, Mauschen. Das ist echt weiblich.“ Der Diener kam und meldete Fedor.

„Charmant!“

Die Gattin blickte unbeweglich auf ihren Teller. Sie hatte ein bisher ungeahntes Schauspielertalent in sich entdeckt.

„Ich komme gerade vorbei und sah Euer gemütliches Dicht. Das kommt davon, daß ich meine Behausung so dicht bei Eurer aufschlagen mußte — der Not gehorchend.“

„Das ist kein Kompliment,“ sagte Gilda.

Er küßte ihr die Fingerzehen. Sie dufteten von frischer Kälte. Das war auch etwas, was ihn so zu dieser schönen Frau hinzog. Das Aristokratische, Wohlgepflegte war ein ausgesprochenes Zug von ihr. Er wußte, sie schminkte und puderte sich niemals und duftete doch immer von frischer Kälte bis in die weißen Spitzen der rosigen Nägel.

„Ich war gestern bei diesen drolligen Hartmanns,“ erzählte er. „Die Ehre ihrer Bekanntschaft hatte ich ja schon. Sie haben mich sofort eingeladen.“

„Das ist recht,“ sagte Egon. „Es wird Zeit, daß Du unseren Landadel kennen lernst. Du kannst mit uns fahren — es handelt sich doch wohl um das Gartenfest. Die jungen Herren vom Regiment fahren in der Railcoach. Ich glaube, es sind alle eingeladen.“

Gleich nachdem abserviert war, empfahl sich der Rittmeister. „Die Abendpost“ — so nannte er die Schwadronunter-schriften, die ihm abends noch von der Ordonnanz vorgelegt wurden — „wartet noch auf mich. Ich bin etwas müde. Wenn Du mit Gildas Gesellschaft vorlieb nehmen möchtest —“

Man erhob sich.

6.

Oberleutnant Bernhard Müllers war allein in die Umgegend geritten.

Die jungbelaubten Birken dufteten stark in der Morgenluft. Im Walde rief der Ruckuck. Vor ihm lag der Seeburger See, ein länglich rundes Wasserbecken, stahlgrau und regungslos. Noch immer hingen die straffgezogenen Nebelstreifen des Morgens über dem Wasser. Zwei Rehe flüchteten in den Wald.

Nun trabte er an einem der Dämme entlang. Es schlossen sich kleinere Teiche an den See an. Sie erstreckten sich in Abständen bis fast an die Oder, wohin auch ihre spärlichen Abflüsse hinunterrannen.

Jenseits des Waldes zog sich der Seeburger Park hin. Ein sanftes Grün kennzeichnete die Anlagen. Weiteres Sonnengold spann seine Reize von Zweig zu Zweig, die Wipfel verbindend.

Müllers ritt in Gedanken. Er hatte sein Pferd auf dem schmalen Pfad in Schritt fallen lassen, nun ließ er ihm vollends die Zügel. Die Gegend war menschenleer. Er schien einem Thema nachzuhängen, das ihn oft beschäftigte, wenn er allein war. Aber plötzlich straffte sich sein Körper, er griff wieder in die Zügel und atmete tief. Der Morgen war so schön, so frühlingstrob sein Herz und so wunderbar dabei! Fern von der Seide klang das Schlagen des Hirsches.

Müllers preßte die Mütze fester in die Stirn. Mit hellem Schnaufen sprang die Fuchsstute an. Nun ging's im langgestreckten Galopp über Gräben, Knicks und Hügel.

Als er das Tempo mäßigte, gesellte sich ein anderer Reiter zu ihm. Der kleine Herr in der braunen Joppe lästete die Mütze.

„Ei sieh da, Herr Oberleutnant! Schon so früh zu Gange? Das lob' ich mir!“

Erst jetzt erkannte Müllers Herrn von Hartmann.

„Sie segnen ja wie Körner oder weiland Friesen durch Gottes weite Welt. Daß ich mir gefallen. Bei mir geht's *être-peut-être*. Sehen Sie, mein dicker Brauner schwitzt schon. Aber ich halte drauf, mein Morgenrittchen zu machen. Jeden Tag, Sommer wie Winter. — Wohin sollte denn die Reize gehen?“

„O, ich bin planlos querselbein geritten. Es ist ja so herrlich hier draußen —“

„Ja, das weiß Gott! Ein gesegnetes Fleckchen Erde. Und Sie haben sich so gut eingelebt in unserem kleinen Neuburg? Noch kein Heimweh nach der Großstadt, wie?“

„Wie man's nimmt, Herr von Hartmann. Ja und nein. Zu Ihnen kann ich ja offen reden. Im Dienst gefällt mir's ausgezeichnet. Mein Rittmeister ist ein verständiger und überaus famoser Vorgesetzter — Reichenhausen-Rittmarshausen.“

Der alte Gutsherr nickte.

„Also liegt der Haken außerhalb des Dienstes? Haben Sie sich noch nicht eingewöhnt im Regiment „Graf Schlig“?“

„Aufrichtig gesagt — warm bin ich noch nicht geworden.“

„Kann ich mir denken, fühle ich Ihnen nach, mein verehrter Herr Waffenbruder! Ja, die Vierten Schleßischen Nr. 71. Die haben so ihre eigene Art. Die sind höllisch steifelnig, das weiß ich!“

„Das ist vielleicht zu viel gesagt —“

„Zu viel? — Ne, im Gegenteil, zu wenig! Da kann ja Ihnen manches Stückchen erzählen. Da ist 'ne ganze Masse drunter, die sich vor lauter Ständesstolz nicht lassen kann — Männlein wie Weiblein. Haben Sie schon mit Udo Charlie Brandenburg ein Garn gesponnen? Oder mit dem Grafen Troß oder mit Wipinsky von Edland — von den jüngeren Dächsen ganz zu schweigen, die hier förmlich auf den Mann dressiert werden, der nicht mindestens sieben Jaden in der Krone hat, von Veinsdorf beispielsweise und Brittwitz, die sie ja wohl „die beiden Wellensittiche“ nennen im Vierten Schleßischen Nr. 71. Na, reden Sie mal!“

Bernhard Müllers sah den Gutsherrn mit Erstaunen an.

„Sie sind sehr gut im Bilde — will mir scheinen, Herr von Hartmann. Und ich will Ihnen auch gestehen, daß mich die Zurückhaltung der von Ihnen genannten Herren befremdet. Ich werde den Eindruck nicht los, daß ich für einen Eindringling gehalten werde. Allerdings trage ich teilweise selbst Schuld daran. Ich habe einen schweren faux pas begangen: Ich habe an einem der ersten Tage, als ich im Kasino war, die Tischgesellschaft zu französischem Sekt eingeladen —“

„Den die Herren Kameraden gewiß nicht abge schlagen haben.“

„Nein, das nicht, aber ein übereilter Schritt war es doch. Und dann meine Wohnung. Ich habe sie dem Fannengerger Reichenhausen vor der Nase weggemietet. Das ist mir auch verübelt worden. Hätte ich nicht Deef, so wäre ich vollständig isoliert. Es sind doch nun schon zwei Monate, daß ich hier bin.“

„Na, passen Sie auf, lieber Müllers, das wird noch anders. Steif und zurückhaltend sind sie alle, aber im Grunde sind sie keine Unmenschen. Lassen Sie mal ruhig die Dinge ihren Gang gehen. Wenn sich die anderen reserviert benehmen, dann seien Sie erst recht reserviert, das hilft immer am besten.“

Müllers dankte.

„Und Sie sollen mal sehen, wenn Sie erst die Uniform der Vierten Schleßischen Nr. 7 tragen und nicht mehr meine alte liebe Artillerieuniform, dann merken Sie so wie so keine Unterschied mehr. Dann ist die prinzipielle Gegnerschaft, dieser Fanatismus — den ich eine Albernheit nenne — sofort still. Ich hoffe, daß Sie recht bald am Ende Ihrer üblen Erfahrungen sind. Und nun eine Frage: Wollen Sie ein Endchen mit mir abbiegen und einen kleinen Imbiß bei uns nehmen? Sie schlagen mir's nicht ab, wie?“

Die beiden Reiter wandten sich nach rechts. Bald waren sie im Wald, und nun ging es eine Schneise entlang, die geradewegs auf das Rittergut zuführte. Da lag es schon, mit seinem dunklen Ziegeldach aus dem hellen Grün hervorlugend, vor ihnen.

Frau von Hartmann saß mit Elisabeth auf der Terrasse. Der Gutshof atmete sonntäglichen Frieden. Ueberhaupt lag

eine patriarchalische Ruhe über den ganzen Besitz ausgebreitet. Ein alter Kutischer kam und führte die Pferde in den Stall.

„Na, hab' ich es recht gemacht, Frau, daß ich mitten auf unserer Flur diesen Fremdling fästiert habe? Komm her, Buttchen, und laß uns ein Frühstück rüsten.“

„Wir stören die Damen gerade bei der Arbeit?“

Frau von Hartmann raffte die Wäschestücke zusammen.

„Durchaus nicht, Herr Müllers. Die Arbeit hat Zeit. Ich habe mich nur mit Buttchen darüber gemacht, weil unser Bligmädel krank ist. Zu tun gibt's immer, und Beschäftigung muß ich auch immer haben. Untätig auf der Veranda sitzen, die Hände in den Schoß legen und den lieben Herrgott einen frommen Mann sein lassen, das gibt's bei uns nun einmal nicht. Hab' ich recht, Hartmann?“

„Es muß wohl so sein, Altkchen.“

Müllers zog sich einen der bequemen Korbstühle heran. Gemütlich war es hier, das ließ sich nicht bestreiten. Die Terrasse war an die linke Seite des alten Herrenhauses angebaut. Eine Treppe führte direkt in den Garten und von da durch das Gittertor, das den ganzen Tag offen stand, in die Allee. Der Garten war über und über mit Blumen besät. Und in der Mitte der bunten Beete sprühte ein Springbrunnen.

„Der Ruzgarten liegt hinten hinaus,“ sagte die kleine Frau von Hartmann. „Den zeige ich Ihnen das nächstemal. Das ist nämlich mein ganzer Stolz.“

Elisabeth kam und brachte selbst das Frühstück.

„Alles hier gewachsen,“ erklärte Lothar Hartmann und klopfte eines der weichen Eier auf. „Lassen Sie sich's schmecken!“

„Buttchen“ — wie sie von den Eltern genannt wurde — war überaus schüchtern. So oft der Offizier sie anredete, errötete sie, bald aber nahm sie seine Herausforderung zu einem munteren Gespräch an und fügte ihrem anfänglichen „ach ja“ — „ach nein“ noch einige weitere Worte hinzu. Sie war, das hatte Müllers neulich schon bei Dürs gesehen, noch ein richtiger Backfisch. Man nahm sie im Regiment „Graf Schlig“, wie Müllers beiläufig bei Tische gehört hatte, noch nicht für voll. Ihr wichtigstes Ereignis in den letzten Wochen war, daß sie — eben in jener kleinen Gesellschaft bei Dürs, mit dem Leutnant von Brittwitz und Gaffron ein Bielliebchen gegessen hatte.

Die alten Herrschaften brachten selbst das Gespräch auf das Gartenfest, das am zwanzigsten stattfinden sollte. Es gab noch viel zu tun bis dahin.

„Eigentliche Ursache, daß Sie's nur wissen,“ sagte die Hausfrau, „ist ein Logierbesuch. Wir erwarten Frau von Felsen und ihre Schwester. Die kleine Nöckling ist mit Buttchen zusammen in der Pension gewesen. Und dieser Euse Nöckling wollen wir eine Freude machen.“

„Frau von Felsen?“

„Ja, Sie haben wohl gehört, was sie alles hat durchmachen müssen. Erst die furchtbare Krankheit mit ihrem Mann. Es ist ja eine Erlösung für ihn gewesen, daß er vor zwei Monaten gestorben ist.“

„Ich weiß,“ sagte Müllers. „Ich habe ja die Fellsensche Wohnung bezogen. Und Frau von Felsen hat sich von dem Schläge schon wieder erholt?“

„Wie man's nimmt. Wenn man jahrelang so viel hat durchleben müssen wie sie, dann mag's ihr wohl wie ein Aufatmen gewesen sein. Sie wird bei uns Landluft genießen —“

„Die sie ja bei uns aus erster Hand genießen kann,“ warf Lothar Hartmann ein, während er dem Gaste das Weinglas vollschenkte.

„Die jüngere Schwester ist ein Ausbund von Lustigkeit — etwa so wie die junge Frau Rittmeister Reichenhausen. Finden Sie die nicht reizend?“

Müllers verneigte sich. Er glaubte zu fühlen, daß er eine Nuance dunkler wurde. Konnte die alte Dame da vor ihm Gedanken lesen? Gerade heute wieder, auf dem Morgenritt, hatte er an Frau Hilda denken müssen. Immer wieder stand das Bild dieser schönen Frau vor ihm. Er trug eine tiefe Verehrung zu dieser liebreizenden Frau seines Rittmeisters in sich. Diese stolze Frau, die die Schwester seines Freundes Hans Demmin war. Er hatte sich erkundigt. Graf Hans war ihr leibhaftiger Bruder. In Bonn war er zwei Semester unzertrennlich mit ihm gewesen. Das war freilich ein Gegenstück zu dieser blonden Frau. Der junge Graf Demmin war braun wie ein Spanier, schwarzhäutig und lang aufgeschossen. Als Müllers beim Oberst Dürs neben der Frau seines Rittmeisters gesessen, die ihn anfangs so souverän behandelt und sich dann scheinbar so interessiert mit ihm über Bonn unterhalten hatte, war ihm auch nicht im entferntesten der Gedanke gekommen, daß die schöne Frau die Schwester seines Grafen Hans Demmin sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

